Windstärke 13

Skizze von Robert Burnus-Insterburg

Skizze von Robert Burnus-Insterburg.

Die Sonne wirft ihre Strahlen als letzten Gruß auf das schlummernde Yokohama und unser in ruhiger Dünung auf der Reede vor Anker liegendes Kanonenboot „Luchs". Scharf hebt sich der Fudsijama, der heilige Berg, vom westlichen Abendhimmel ab. Der sonst schimmernd weiße Seestrand erscheint rosenrot.

Der Wachthabende Offizier geht die Abendronde. Lange steht er auf der Brücke vor dem Barometer. Nachdenklich schreitet er auf der Back an der Ankerkette entlang, prüft Schäkel, Stroppen und Schlipper. Auf seinem Rückweg blickt er noch einmal auf das Barometer — es fällt mit unglaublicher Geschwindigkeit. Das ist in diesem Wetterwinkel ein Sturmwarnungszeichen, gewichtig und bedeutungsvoll. Mit ein paar Sätzen ist der Wachthabende Offizier in der Kuhl und gibt seine Befehle. Schrillend ruft die Bootsmannspfeife die Wache an Deck. Die Boote werden eingesetzt; was nicht niet- und nagelfest ist, wird seefest gezurrt; die Sonnensegel werden geborgen. Die Nacht bricht plötzlich herein.

Eben ruft der immer fröhliche Matrose Hein, auf der Mittschiffs-Segellatte reitend: „Fertig!" — da wirft eine plötzlich heranbrausende Bö ihn in hohem Bogen auf Deck. Verdutzt reibt er sich die schmerzende Stelle unter seinem Hosenboden und sagt nachdenklich: „Junge, es scheint, ich kann die Höhenluft nicht vertragen."

In der Offiziersmesse schlägt die Meldung des Wachthabenden Offiziers von dem erbärmlichen Barometerstand wie eine Bombe ein. Der Kommandant sieht den Chefingenieur an. Der versteht: „Jawoll, in einer Stunde sind die Maschinen klar." Und draußen ist er.

Fünfhundert Meter trennen das Schiff von der langen Steinmole, die den Hafen nach Süden abschließt. Diese Mole bildet eine große Gefahr. Der Sturm braust von Süden heran und wird unser Schiff auf die Mole schleudern, wenn die Ankerkette zerbricht, bevor die Maschinen klar sind.

Die Springflut kommt. Schaum quirlt auf. Es gurgelt in den Speigatts und brodelt in den Wassergängen. An Bord ist alles auf den Beinen. Auch die Freiwache legt fleißig Hand an. Jede Minute ist kostbar. Der „Luchs" springt hoch auf und zerrt ungeduldig an der Kette, daß sie klingt. Es brüllt in den Wanten und Stagen. Klirrend geht die Buglaterne in Trümmer.

Mit Aufbietung aller Kraft wird in den Heizräumen gearbeitet. Twistballen und Putzwolle, mit Oel und Petroleum getränkt, wandern unablässig in die Kesselfeuer. Dampf brauchen wir — Dampf!

Der Kommandant, im Oelrock und Südwester, schreitet mit zusammengezogenen Brauen von einer Brückennock zur andern und wirft feindliche Blicke zur nahen Mole hinüber, an der die Brandung tobt. Der Anker hält nicht im weichen Grund — er pflügt ihn. Der Lotgänger wirft noch einmal das Lot. Es ist kein Zweifel: Das Schiff macht Fahrt über den Achtersteven. Die Entfernung zwischen Schiff und Mole verringert sich mit ziemlicher Geschwindigkeit und beträgt nur noch 200 Meter.

Der „Luchs" taucht vorne tief ein — schneidet unter. Donnernd wälzen sich die Wassermassen über Deck. Die Bootszurrings in den Händen, werden die Matrosen von der Barring gerissen. Verächtlich speien sie das schwefelhaltige Salzwasser aus, werfen sich einen Palsteg um den Leib und klimmen von neuem empor.

Deckstützen verbiegen, Podeste brechen. Die klingend reife Ankerkette windet sich wie eine schwarze Riesenschlange und peitscht das Deck mit Dampfhammerschlägen. Das Schiff erzittert in allen Spanten.

„Siebenhundertzwanzig!" brüllt der Steuermann, vor dem Barometer stehend, und sieht den Kommandanten an, als ob er ein böses Gewissen hätte. Aber niemand kann etwas verstehen. In diesem Tohuwabohu ist es nur möglich, sich durch Zeichen verständlich zu machen. Durch Winkzeichen mit den Armen meldet der Heckposten, das Heck des Schiffes sei nur noch einhundert Meter von der Mole entfernt.

„Rrrring — Rrrring!" rasseln die Maschinentelegraphen. Meldung von der Maschine: „Maschinen Dampf auf für halbe Fahrt."

Ich erhalte den Befehl, mich am Bug des Schiffes anzupeilen und die Richtung der Ankerkette durch Zeichen anzugeben. Der Kommandant fürchtet, durch Hinwegfahren über die Kette das Schiff zu beschädigen oder die Kette zu zerbrechen. Es ist ein gefährlicher Auftrag, den ich auszuführen habe. Aber stolz, mich in so hervorragender Weise betätigen zu dürfen, entere ich auf die Back. Um die Kette des Backbord-Ankers, die nicht schlägt, da dieser Anker in der Klüse hängt, schlinge ich die Leine, die mich so fest mit dem Schiffe verbindet. Wie von eines Riesen Faust geschleudert, stürze ich klaftertief hinab. Ueber mich hinweg donnern unendliche Wassermassen. Endlich geht es wieder empor. Schnell löse ich die Leine, krieche ein paar Meter vor, schlinge das Seil um die Kette und stürze aufs neue hinab, von brüllenden Wogenbergen überschüttet. So arbeite ich mich langsam auf dem Bauche kriechend vorwärts. Auch bei aufgetauchter Back ist ein Aufrechtstehen oder -gehen unmöglich. Am Bug seile ich mich ganz fest an. Hier habe ich Gelegenheit, mich über die Richtung der Ankerkette, die sich in kurzer Zeit über die Gradskala eins Sektors von neunzig Grad bewegt, zu unterrichten und durch Zeichen mit den Armen nach der Kommandobrücke zu melden. Während dann der Kommandant seine Ruderkommandos danach erteilt, stürze ich immer wieder aufs neue in den nächsten herandonnernden Wellenberg hinein.

Die Maschinen haben jetzt Dampf genug. Ich fühle es, sie laufen „äußerste Kraft". Das Zittern des Schiffskörpers, mit dem ich so „innig verbunden" bin, verrät es mir. Trotzdem bleibt die Ankerkette steif. In tollen Sprüngen rast sie und peitscht unablässig die Planken. Die Zeit verrinnt. Die Augen beginnen zu brennen. Die Glieder sind mir bleischwer. Ich fange an, den Schmerz zu fühlen, den das Einschneiden der Leinen verursacht. Mit Aufbietung aller Kräfte halte ich mich und beiße die Zähne zusammen. Aber der Sturm erlahmt nicht. Wie lange werde ich es noch aushalten?

Da schiebt sich etwas Dunkles heran. An der Backbord-Ankerkette entlang kommt es auf mich zu: die Ablösung. Ich seile mich los. Mein Kamerad ist mir behilflich. Dann trete ich den Rückweg an.

„Noch zwanzig Meter!" hatte er mir ins Ohr geschrieen. Ich kann nichts anderes mehr denken als „zwanzig Meter". Jetzt liege ich am Luk. Der Luchs taucht wieder auf. Den Deckel empor! „Zwanzig Meter", denke ich noch einmal, und dann ist es mir, als wenn ich zwanzig Meter hinabstürze...

Ich erwache aus einer langen Ohnmacht, betaste meine schmerzenden, stark geschwollenen Glieder. Es ist nichts. Ich lebe. Mehr noch: ich bin gesund. Durch die Bullaugen spielen Sonnenstrahlen. Ich blicke um mich — kein Mensch ist zu sehen. Mühsam erhebe ich mich und trete eine Wanderung durch das Schiff an. Seltsam, das Schiff ist wie ausgestorben. Nur das Gluckseu des Wassers im Raume, das bei jeder Bewegung des Schiffes von einer Seite zur andern fließt, vernehme ich. Jetzt ist es mir, als ob ich Musik höre. Es scheint von der Schanze herzukommen. Langsam verhole ich von Spant zu Spant und klimme die Treppe zur Schanze empor.

Da — ein ergreifendes Bild. Vom klaren, azurblauen Himmel herab scheint die Sonne. Rings das unendliche Meer, noch stark bewegt, doch Windstille. Im Halbkreis steht die Besatzung, teils in noch triefendem Oelzeug, teils in kohlengeschwärzten Bunkerpäckchen zum Gottesdienst angetreten. Und aus hundert rauhen Seemannskehlen quillt das Lied zum Himmel: „Nun danket alle Gott".

Deutsch — eine Fremdsprache in Amerika?

Deutsch ist — darauf weist die Concord Society von Amerika hin — keine Fremdsprache in den Vereinigten Staaten von Amerika. Es wird gelehrt, seitdem es Schulen in Amerika gibt. Die deutsche Sprache wurde an den Gerichtshöfen von New Jersey und New York gebraucht, als diese Staaten noch Kolonien der Niederlande waren. In deutscher Sprache sind die erste amerikanische Bibel und eine der ersten amerikanischen Zeitungen gedruckt worden. Deutsch wurde von General George Washington und seiner Leibgarde gesprochen, es war in vielen Regimentern im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg die Kommandosprache. Deutsch war in jedem einzelnen der ersten dreizehn Staaten in Gebrauch. Im amerikanischen Bürgerkrieg sprachen es 56 Generäle. In deutscher Sprache wurde die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zum ersten Mal veröffentlicht.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

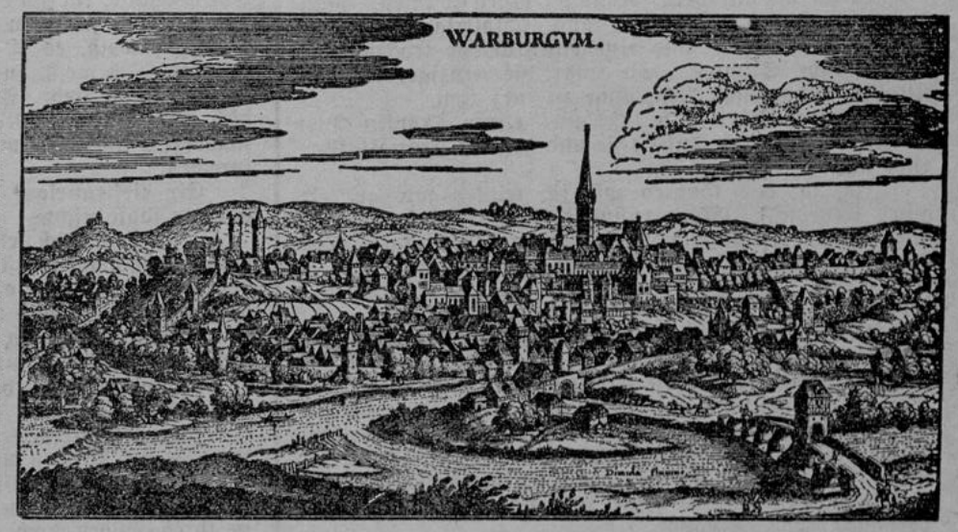
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 100 | 12. Dezember 1931 | 6. Jahrgang

Die Herrin vom Mühlenhof

14) Roman von Morlen Korch (Nachdruck verboten)

„Und das meint Tante auch," fügte Karen hinzu. „Du mußt wirklich ganz anders mit ihr reden, Julius. Niels Nikolaj bekommt das Sebüllehaus, sobald er will, er ist tüchtig, er wird schon noch einmal Werkführer oder so etwas, und er ist gut, das weißt du wohl. Und da ist Liebe."

„Ja, du kannst glauben, das ist etwas, worauf Mutter sich versteht."

Karen bekam einen roten Kopf. Ihr volles weißes Gesicht hatte noch den feinsten weißen Teint. Es lag noch ein warmer, erotischer Zauber über ihrem Wesen, der plötzlich Glanz in ihren Augen entzünden konnte. Julius war stolz darauf, wenn er es sah.

„Ach, red' doch nicht so," sagte sie. „Aber soviel weiß ich noch, daß ich mir einen guten Mann nahm, und das ist das wichtigste."

„Schade, daß das nicht mehr gehört haben, denn das hast du gesagt, Mutter."

„Es ist die Wahrheit, Julius, und wenn du Niels Nikolaj bekommst, dann hast du gut gewählt, Sarachen. Daß er dich immer liebgehabt hat, das wissen wir doch auch alle."

„Mir hat er nie etwas davon gesagt," protestierte Sara.

„Dann wird er es dir heute sagen, Sara. Er hat gemeint, daß er dir nichts bieten könnte. Aber heute kommt er, jetzt ist es Ernst."

„Und wir möchten es gerade jetzt gern in Ordnung haben." — „Schweig' nun, Julius."

„Ja, das kann ich, Mutter. Man hat es nicht leicht, wenn wenn man etwas sagt, ist es verkehrt, und wenn man schweigt, ist es auch verkehrt."

„Jetzt kommt er bald," fuhr Karen fort. „Sprich dann mit ihm, Sara. Wir Alten, wir sind einig."

„Das ist ja herrlich, Mutter."

„Ja, das schadet jedenfalls nichts, Sara. Und du sollst deine Musik behalten und nur spielen, das willst du ja am liebsten. Und er will uns die zwei Jahre, die noch übrig sind, mit den Abzahlungen helfen."

Sara antwortete nicht mehr. Sie war nachdenklich geworden. Sie wußte gut, warum sie sie gerade jetzt verloben wollten. sie fürchteten Valle.

Dann beschattete etwas die Sonne, gleich darauf traten der alte Nikolaj, seine Frau Hanne und der Sohn ein.

Sie grüßten und gratulierten; Niels Nikolaj hielt sich bescheiden ein wenig zurück. Hanne hatte einen großen Oleander mitgebracht. Vater und Sohn trugen beide schwarze Röcke, es war allerdings nur der Junge, der reien wollte. Aber der alte Nikolaj war so eifrig, als fälte es ihm selber.

Während von Farmer und seiner Krankheit gesprochen wurde, ging Sara hinaus. Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, wandte Nikolaj sich zu seinem Sohn, der in der Ecke hinter der Tür saß.

„Nein, glaube mir, das geht nicht. Jetzt mußt du ins Feuer. Du mußt hinterher. Ja, es hilft vorläufig nichts, daß du mich anguckst. Jetzt mußt du drauflos gehen. Es ist doch eine ehrliche Sache und du hast den Segen von uns allen. Stimmt das?" Nikolaj sah sich im Zimmer um. „Und du hast ja versprochen, jetzt ein Ende zu machen."

„Wenn ihr es mir nur selbst überlassen wolltet," sagte der junge Niels und erhob sich.

„Dann kriegten wir es die ersten zehn Jahre nicht recht. Mach nun ein bißchen schnell, ehe die anderen kommen."

Der junge Nikolaj schob sich verlegen durch die Küchentür Wenn er nicht bei der Arbeit war, war er schwerfällig und verlegen und heute noch zehnmal schlimmer als gewöhnlich.

„Ist es nun zu begreifen, daß der Torfbauer mein Sohn ist? O je, o je, das hätte ich sein sollen."

Hanne lachte ironisch.

„Ja, wenn man es nur richtig anfaßt, dann kann man, den Teufel auch, kriegen, wenn man will. Aber ich bin so gespannt, daß ich es kaum aushalten kann. Sieh, da gehen sie, wer weiß, ob der Junge nicht durchgetrieben ist, als einer von uns es glaubt. Und da spielt er bloß den dummen Peter. Seht nur, jetzt laufen sie direkt in die Laube. Er weiß schon, wo er sie haben will. Hört das greift wahrhaftig die Nerven an, aber einerlei, jetzt will ich ein paar Worte sagen. Vom Standpunkt der Eltern aus. Hör', Karen. glaubst du nicht. daß du den

Kanarienvogel einen Augenblick zum Schweigen bringen könntest, immer muß der blöken, wenn ich was sagen will."

Karen mußte lachen, denn Nikolaj sah wirklich so komisch aus in seiner mißglückten Feierlichkeit.

„Wenn du nur dein Gequassel lassen könntest," sagte Hanne anzüglich. Sie war lang, schlottrig und scharf hatte scharfe Augen und eine eigentümlich trockene und eindringliche Stimme. Sie war die einzige, bei der Nikolajs rednerische Begabung zu kurz kam.

„Kommt lieber und laßt uns einen Tropfen Bier trinken," unterbrach Julius sie und zog ein paar Flaschen Bier auf.

„Ja, ja, das könnten wir ja, trinken wir auf ein gutes Ergebnis. Ein vernünftiges Wort darf man also nicht reden," Nikolaj sandte Hanne einen beleidigten Blick Nahm aber dann die Flasche, stieß an und trank.

Elftes Kapitel.

Niels Nikolaj und Sara waren in eine dichte Lindenlaube gegangen. Sara war in der Stube ärgerlich auf ihn geworden, weil er die Eltern mitbestimmen ließ, was ihrer Meinung nach von ihnen beiden geordnet werden müßte. Jetzt aber, da sie ihn sah, war ihr Unwille fort in seinem schwermütigen Gesicht war ein Ausdruck, der sie milde und ernst stimmte. Nikolaj hatte wahrlich Anspruch darauf, daß sie seine Herzenssache schonend und verständnisvoll aufnahm.

Nikolaj hatte sich ihr gegenüber gesetzt. Seine großen Hände lagen vor ihm auf dem Tisch, er sah bald die und bald Sara an, sagte aber nichts Eine Hummel summte drinnen und eine Gesellschaft von lustigen Spatzen lärmte in der dicken Blattmauer.

„Höre, Nikolaj, jetzt hast du mich hier, jetzt mußt du wirklich etwas sagen," sagte Sara lächelnd.

„Ja, warte nur ein wenig, Sara, du weißt ja, daß ich ein Dummkopf bin, wenn es sprechen heißt. Und jetzt wo es darauf ankommt, bin ich noch viel dümmer als gewöhnlich."

„Was ist das für ein Unsinn. Du bist wirklich nicht dumm, Nikolaj."

„Dumm, ich bin der dümmste Mensch in der ganzen Gemeinde," antwortete Niels Nikolaj mit Nachdruck „Aber das kommt nur daher, weil du so hübsch bist Sara."

„Hübsch? Ach, ich bin ja bald eine alte Jungfer Denke nur, ich bin achtundzwanzig."

„Du siehst aus wie achtzehn, Sara."

„Nein, jetzt schmeichelst du, Niels Nikolaj," Sara lachte leicht. Dann trat wieder eine sehr lange Pause ein

„Ich finde, wir sollten sehen, dem hier ein Ende zu machen," stammelte Nikolaj endlich.

„Ja, das finde ich wirklich auch," antwortete Sara schelmisch.

„Sieh, ich wollte ja mit dir reden, Sara. Und du kannst es dir wohl denken, Sara. Nein, jetzt bin ich nicht richtig in Gang gekommen."

„Sag' mir nur rein heraus, was du willst, Nikolaj, wir sind doch Freunde, wir zwei." Sara legte Nikolaj ihre Hand auf den Arm.

„Ja, das will ich, Sara. Ich bin ein Esel. Aber wart' ein bißchen, dann kann ich anfangen. Du weißt doch, daß ich die beste Wohnung im Sebillillehaus kriege, und die Stellung in der Mühle ist mir auch sicher."

„Ja, da ist kein Zweifel, Nikolaj."

„Und dann habe ich Geld gespart, an dreitausend."

„Du brauchst mir wirklich nicht deine Verhältnisse darzulegen," wandte Sara ein.

„Doch, eben das muß ich." Nikolaj fuhr fort; in trockenem geschäftsmäßigen Ton legte er seine Verhältnisse dar. Er sprach von seinen Dingen und wie alles eingerichtet werden sollte, alles war sorgfältig bedacht; aber so, daß es von seiner Behutsamkeit und seinem guten Herzen zeugte.

Sara verstand, wieviel er an diese Dinge gedacht hatte, und obwohl er so geschäftsmäßig sprach, lag eine lebhafte Spannung in seinem Blick.

„Und die Alten, die drängen, sowohl deine wie meine, die wollen so gern, daß wir es in Ordnung bringen," fuhr Nikolaj fort.

„Aber das Wichtigste, Nikolaj, das hast du ja nicht gesagt." Sara pflückte ein Stäubchen von ihrem Kleide.

„Brauche ich dir das zu sagen? Du weißt doch gut, daß ich dich immer liebgehabt habe; aber nie so wie jetzt — jetzt weißt du ja Bescheid, Sara. Ich habe es dir sooft sagen wollen; aber ich konnte es nie herausbringen. Ich wollte ja auch sicher sein, daß ich dir ein gutes Heim bieten könnte, ehe ich etwas sagte." Nikolaj erkühnte sich, Saras Hand zu fassen, und sie ließ sie ihm.

„Ich weiß, es ist alles wahr, was du gesagt hast, Nikolaj. Ich weiß, du bist ehrlich und treu, und ich weiß, du hast mich lieb. Aber ich muß nein sagen, ich kann dich nicht heiraten, Nikolaj. Und ich weiß, daß es dich schmerzt. Aber wir müssen uns nun einmal richtig aussprechen."

Ein tieftrauriger Ausdruck trat in Nikolajs Augen aber er sagte nichts.

„Ich habe dich sehr lieb, Nikolaj, das habe ich stets getan; manchmal warst du mir wie ein Bruder, der immer bereit war, auf mich aufzupassen; aber so, wie du meinst, Nikolaj, kann ich dich nicht lieben."

„Aber glaubst du nicht, das könnte kommen, Sara, wenn du siehst, wie gut du es bei mir bekommst?"

„Nein, Nikolaj, das kommt nie," antwortete Sara und sah ihn an.

„Du liebst einen anderen." Nikolaj erhob sich er runzelte die Brauen und sah zornig aus.

Sara hielt seine Hand fest. „Ja, es ist wahr, Nikolaj, ich liebe einen anderen." Trotz allem Mitleid Saras lag in ihren Augen doch ein Schimmer von Glück bei dem Gedanken an Palle.

„Und es ist Palle, ich weiß es gut," rief Nikolaj.

„Ja, du hast recht, es ist Palle; aber du mußt nicht so böse aussehen, Nikolaj, ich weiß ja, wie du mich liebst, so zeig' es mir jetzt, hilf mir, Nikolaj." Sara hatte sich erhoben und ihre Hände auf Nikolajs Schulter gelegt, sie mußte sich dazu auf die Zehenspitzen stellen.

„Dir helfen?" Nikolaj wollte eine zornige Antwort geben, aber in Saras Stimme lag etwas, ein ängstlicher, flehender Ton, der ihn zum Schweigen brachte.

„Ich glaube, ich kann nicht leben, wenn sie ihn mir nehmen." Diesmal war die Angst noch stärker und aller Zorn Nikolajs war fort.

„Hat er — ich meine, hat Palle mit dir gesprochen?" fragte er.

Sara nickte. Nikolaj ließ ihre Hand los und wandte sich ab.

„Aber ich weiß, es wird schwer sein, Nikolaj. Vater und Mutter, ja, und auch Tante Benta, sie fürchten sich alle davor, daß ich in die Mühle komme. Und andere werden uns auch im Wege stehen. Du weißt ja gut, Nikolaj, es gibt niemand, auf den ich mich verlasse. Willst du mir nicht helfen, Nikolaj?" Sara streichelte Nikolai die Wange.

Nikolaj sah, daß es sie quälte. „Sprechen wir nicht mehr davon, Sara," sagte er ruhig und nahm ihre Hand zwischen die seine. „Ich bleibe weiter dein guter Freund. ich will, daß du es einmal gut hast."

Nikolaj kämpfte mit sich, um völlig ruhig und beherrscht zu sprechen; er sah so gut aus und es war etwas so Rührendes in seinem verlegenen Versuch, freimütig zu scheinen. Sara fühlte so recht, wie lieb sie ihn hatte, als sie schnell ihren Arm um seinen Nacken schlang und ihn auf die Wange küßte.

Als sie um die Ecke bogen, sah Sara nach der Mühle hinüber, ihre Gedanken waren bei Palle, und wie sie hinsah, erblickte sie ihn plötzlich. Er stand auf dem Hügel und war im Begriff, die Flagge halbmast zu setzen.

„Jetzt ist der alte Farmer tot," sagte sie und griff nach Nikolajs Arm.

Obwohl sie nicht laut sprach, verstanden sie sie drinnen; sie traten alle vor die Tür und auf die Treppe. Jetzt waren noch mehr Gäste gekommen; Peitschenmacher Ludvig mit Frau und Sohn, der Bauer Jens Poulsen, der hinter dem Walde wohnte, mit ein paar jungen Mädchen, und Juliane, ein junges Mädchen, mit dem Sara in der Peitschenstube zusammen arbeitete. Sie standen alle zusammen und sahen nach dem Hügel, wo die alte zerfetzte und verwaschene Flagge im Winde wehte. Palle stand noch da, er stand so merkwürdig und achtete wohl auf nichts, meinte sie. Der alte Nikolaj grübelte, um einen passenden Ausdruck zu finden; aber diesmal kam ihm der Peitschenmacher zuvor.

(Fortsetzung folgt)

Die Perlenkönigin

Eine Geschichte, die beinahe wahr sei könnte. Von Olaf Sorell.

Gelegentlich eines Schönheitswettbewerbes wurde ihr Name zum ersten Mal bekannt. Bis dahin hatte niemand weiter auf das kleine Revuegirl geachtet, das allabendlich mit neununddreißig anderen zusammen die Beine warf, daß es aussah, als bemühte sich ein riesenhafter hypnotisierter Ringelwurm, bald mit der linken, bald mit der rechten Reihe seiner zappelnden Füße den Takt der Jazzmusik einzuhalten.

Dann kam dieser Schönheitswettbewerb, der Anita Kennel den ersten Preis brachte. Sie war selig. Aus dem Dunkel einer Statistenrolle sah sie sich plötzlich in blendendes Licht gerückt, bewundert, umworben, in den Himmel gehoben. Sie hielt alles, was Hunderte von Menschen ihr sagten, für bare Münze, glaubte allen Beteuerungen.

Ueber allen diesen Huldigungen vergaß sie ihre Eltern. Die lebten in der Hausmeisterwohnung im Kellergeschoß eines Hauses im Westen und waren einfache Leute. Sie hatten anfänglich dem Wunsch ihres Kindes, zur Revue zu gehen, heftigen Widerstand entgegen gesetzt. Doch dann fügten sie sich, weil sie sahen, daß sie die Tochter sonst verlieren würden.

Jetzt war es trotzdem soweit gekommen. Sie hatten wohl am Tage des Wettbewerbes auf eine fernmündliche Anfrage hin erfahren, daß ihr Kind Siegerin geworden war, aber ihre Tochter sahen sie seitdem nicht wieder. Sie erfuhren, daß ein bekanntes Modehaus Anita ein hohes Gehalt angeboten und sie noch am gleichen Tage in die ihrer Schönheit gerecht werdende Umgebung versetzt hatte.

Illustrierte Zeitungen gaben den Eltern noch mehr Aufschluß über das jetzige Leben ihrer Tochter. Sie brachten Bilder von der Schönheitskönigin Anita Kennel und ganzseitige Anzeigen, in denen der auf die Wahrung ihrer jugendlichen Reize erpichten Weiblichkeit verraten wurde, daß die Vielbewunderte ihre samtweiche Haut dieser Seife und die Reinheit ihres Teints jener Creme verdankte. Von ihnen, den Eltern, war begreiflicherweise nie die Rede.

Und doch erfuhren die Alten eines Tages etwas ganz Neues über sich selbst. Sie lasen da von einer Unterredung, die ihre Tochter einem ausländischen Journalisten gewährt hatte: Frage: „Was sind Ihre Eltern?" — Antwort: „Mein Vater war russischer Oberst, und meine Eltern sind als Emigranten gestorben."

Der alte Kennel schlug wütend auf den Tisch, als er diese Lüge las: „Das sieht diesem Mädchen ähnlich, seine eigenen Eltern zu verleugnen!" Die Mutter glaubte es nicht: „Sicher irgend ein Irrtum, oder jemand hat sich die Sache aus den Fingern gesogen."

Sie wollte die Tochter selbst fragen. Sie machte sich jetzt Vorwürfe, daß sie sich bisher nicht um ihr vielbewundertes Kind gekümmert hatte. Aber war es nicht gerade Rücksicht gewesen, die sie davon abhielt, in die neue Welt ihrer Tochter einzudringen? Sie wollte auch jetzt vollkommen im Hintergrunde bleiben, denn sie verstand, daß eine Schönheitskönigin auf Eltern, die in einer Hausmeisterwohnung lebten, nicht stolz sein konnte.

Sie klingelte zaghaft an der Tür zur vornehmen Wohnung ihres Kindes und erfuhr, daß der Aufgang für Dienstboten hinten herum war. Sie wunderte sich über diese Auskunft, doch weil die Tür zugemacht wurde, bevor sie etwas sagen konnte, befolgte sie die Weisung. Dem Mädchen, das ihr dort öffnete, erklärte sie ein wenig befangen, sie würde gern Fräulein Anita Kennel sprechen. Sie erhielt zur Antwort, die Gnädigste empfange nur nach vorheriger Anmeldung und augenblicklich schon gar nicht, weil sie Besuch habe. Da bat die Alte das Mädchen eindringlich, ihrer Herrin nur ein paar Worte zu überbringen, die sie auf ein Blatt Papier kritzelte: „Hast Du keine Zeit für Deine Mutter?"

Zwei Minuten später saß die Mutter ihrer gefeierten Tochter gegenüber. Sie kam nicht zu Worte, denn Anita sagte hastig: „Auf keinen Fall darfst Du mich wieder besuchen! Du verdirbst mir ja die ganze Laufbahn. Ihr müßt fortziehen hier aus der Stadt, irgendwohin, wo man Euch nicht kennt. Ich will Euch jeden Monat dreihundert Mark geben, doch nur unter der Bedingung, daß Ihr nie einem Menschen sagt, Ihr seid meine Eltern!"

Da stand die Alte wortlos auf, lief zur Tür, wollte fort aus dieser Wohnung, damit niemand ihre Schamtränen sah. Sie riß irgend eine Tür auf, stand einem Mann gegenüber, der sie verwundert durch sein Einglas ansah, stammelte ein paar Worte der Entschuldigung und fand endlich den Ausgang.

Als sie ihrem Mann vom Ergebnis ihres Besuches erzählte, packte er alles, was einst seiner Tochter gehört hatte, in eine Kiste und schickte diese ohne ein Begleitwort an Fräulein Anita Kennel. Er hatte ja jetzt kein Kind mehr. —

Ein Jahr lang sah man die Schönheitskönigin auf allen festlichen Veranstaltungen. Sie wurde von den Gerüchten bald mit diesem, bald mit jenem Krösus oder Aristokraten verlobt, doch immer wieder schien sich dann ein Bewerber um ihre Hand einzustellen, dessen Rang und Vermögen besser zu Anita Kennels Schönheit paßten.

Zuletzt kam ein polnischer Graf. Der sollte irgendwo in der Südsee eine ganze Perlenfischerflottille beschäftigen, und er führte wundervolle Perlenketten bei sich. Ihm gelang es, innerhalb dreier Tage Anita Kennels Jawort zu erhalten, und die Perlen im Werte von einer Million, die er seiner Braut schenkte, waren seiner Ansicht nach kein zu hoher Preis dafür.

Und doch wurde Anita Kennel, die „Perlenkönigin", nicht seine Frau. Denn ihr Wagen stieß mit einem anderen zusammen, und eine zersplitternde Scheibe entstellte ihr preisgekröntes Gesicht für immer.

Während sie im Krankenhaus lag, ließ der Juwelier, der dem Grafen die Perlen geliefert hatte und noch auf sein Geld wartete, den Schmuck beschlagnahmen. Und als Anita Kennels Gläubiger auf diese Weise erfuhren, daß die Perlenflottille nur ein Hirngespinst war, sorgten sie dafür, daß der Gerichtsvollzieher die Wohnung der gestürzten „Perlenkönigin" ausräumte. Da die Sachen nicht viel einbrachten, blieb Anita Kennel nichts ...

Eines Tages stand sie vor der elterlichen Wohnung. Denn sie wußte nicht, wohin sie sonst gehen sollte. Es war ihr letzter Versuch, nachdem alle Freunde aus ihrer großen Zeit sie nicht mehr kannten. Wenn auch er mißlang, so blieb nur der Kanal.

Er mißlang nicht. Denn auch die Mutter hatte plötzlich alles vergessen. Doch nicht das Gute wie Anitas Freunde, sondern die Schmach, die einst die Tochter ihr angetan hatte. Sie war eben eine Mutter.

Der Vater sagte nichts. Es sah einen Augenblick aus, als wollte er mit der Hand nach der Tür weisen. Doch da stand seine Frau, und vor ihrem Blick ließ er den Arm sinken: „Komm, Kind!"

Zwei Tage später kam eine verschlossene Kiste. Sie hatte noch in Anitas Wohnung gestanden, doch niemand wollte sie haben. So brachte das Mädchen wenigstens etwas wieder mit ins Elternhaus. Die Kiste, die der Vater ihr einst ohne Begleitwort geschickt hatte. Sie war nie geöffnet worden.

Das Mädchen mit den Mikroskopaugen.

Zu den bekanntesten Pariserinnen gehört heute Luisette Bilbert, ein Mädchen von 23 Jahren, das die Fähigkeit besitzt, mikroskopische Präparate nach bloßem Betasten mit der Hand zu beschreiben. Sie konnte Bakterien schildern, die erst in tausendfacher Vergrößerung dem gewöhnlichen unbewaffneten Auge sichtbar werden. Die letzten Beobachtungen fanden im Beisein prominenter Gelehrter statt. In anderthalb Stunden schilderte Luisette 28 verschiedene Bilder. Diese Angaben wurden stenographiert, und dann blickte man durch das Mikroskop, um das von dem Mädchen „Gesehene" nachzuprüfen. Durch den Umstand, daß Fräulein Gilbert sprechen mußte, ehe jemand durch den Apparat schaute, schloß man von vornherein den Einwand aus, es könne sich um eine Gedanken- (genauer Bild-) übertragung vom Mann am Mikroskop auf das Mädchen handeln. Die Gelehrten stehen vor einem Rätsel. Jedoch scheint es sich weniger um ein „Sehen" im gewöhnlichen Sinne des Wortes als um eine Art Vision im wahren Zustande zu handeln, wobei seltsamerweise auch das Tastvermögen eine Rolle spielt, da ja das Erkennen der Präparate an das Betasten durch das Mädchen gebunden ist. Uebrigens hat Luisette niemals Bakteriologie studiert oder irgendwie Mikroskopie getrieben.